

Afrika 1966

Eindrücke von einer Reise nach Westafrika

Heinrich Krauss SJ

3. Februar 1966: *Paris – Abidjan*. Abflug 12 Uhr mittags. Nach der Zwischenlandung in Genf herrliches Wetter. Entlang der spanischen Westküste. Rechts unten Gibraltar. Die marokkanische Küste. Dann die Sahara. Mitteleuropa ist wirklich ein Garten. Man wird sich dessen auf einem solchen Flug deutlich bewußt. Gestern von Frankfurt nach Paris war die Landschaft aus der Vogelschau eine Vielfalt von Feldern, Wiesen, Wäldern, Dörfern und Straßen, alles genauestens eingeteilt. Schon Spanien zeigte heute ein anderes Gesicht. In Marokko waren anfangs noch in den Ebenen immer wieder die Kulturflächen von den ungenutzten, felsigen Flächen zu unterscheiden. Dann nimmt die Wüste überhand: stundenlang eine Abfolge von Sandwüste, Geröllhalden, Gebirgen, im Sonnenlicht glänzend oder in staubigen Dunst gehüllt. Keine Straßen zu erkennen. – Der Flugkapitän sagt an: „Zu Ihrer Rechten Nouakchott, die Hauptstadt Mauretaniens.“ Man sieht in der Wüste, am Meeresufer, die Stadt. Aus 10000 Meter Höhe wirkt sie wie ein Barackenlager mit rechtwinkligen Straßenzügen. Nach einiger Zeit kommt das Mündungsdelta des Senegalflusses in Sicht. Sandbänke in dieser Jahreszeit und ein Gewirr von Flußarmen. – Zwischenlandung in Dakar am Abend vor dem Sonnenuntergang. Das moderne Flughafengebäude soll zum Beginn der „Festspiele der Negerkunst“ im April fertig werden. Weiterflug in der Nacht entlang der westafrikanischen Küste. Man kann noch für einige Zeit Land und Wasser unterscheiden. Wir überfliegen Guinea, Sierra Leone, Liberia. Tief unten im Dunkel der Nacht eine Vielzahl von Feuerstreifen, langgezogen, halbkreisförmig, kreisförmig: es ist die Zeit der Buschfeuer, Ende der Trockenperiode. – Schließlich gegen Mitternacht Ankunft in Abidjan. Es ist warm und feucht. Wir fahren auf einer vorzüglichen, hell beleuchteten vierspurigen Autostraße nach Abidjan hinein. Eine Lichterstadt, auf den Inseln und Halbinseln der Ebrié-Lagune gebaut.

5. Februar: *Abidjan*. Abidjan ist seit meinem ersten Besuch vor vier Jahren noch stark gewachsen. Viele moderne Wohnhäuser und ganz neue Viertel sind hinzugekommen. Man muß die Phantasie der Architekten loben, die durch geschickte

Anwendung von Farben und andere Variationen selbst in die großen Wohnblocks eine freundliche Note gebracht haben. Bemerkenswert ist, daß in den besseren neuen Quartieren Weiß und Schwarz zusammen wohnen. Ich besuchte heute einen französischen Professor der Universität Abidjan, der mit seiner Familie ein Appartement in einem Block hat, der zu 90 % von Afrikanern bewohnt ist. Die Kinder auf den Rasen- und Spielplätzen der neuen Quartiere kennen erst recht keine „Apartheid“. – Natürlich dehnen sich in Abidjan auch die Slums aus. Bei dem rapiden Bevölkerungsanstieg ist dies kein Wunder. Vor 10 Jahren wurde die Einwohnerzahl auf 110 000 geschätzt. Heute nennt man eine Zahl von 350 000. Diese Zahl steigt jährlich um einige zehntausend: Einwanderer aus dem Norden des Landes, aber auch aus den anderen Staaten Afrikas, aus Obervolta und Mali vor allem, doch auch aus Guinea und sogar aus Nigeria. Abidjan ist zur Zeit die Stadt in Westafrika, welche die meiste Anziehungskraft ausübt. Die Ursache dafür ist der Wirtschaftsboom, der sich in der Aktivität des Hafens (3–4000 Überseeschiffe jährlich) und in der großen Bautätigkeit ausdrückt.

Dabei stand die Elfenbeinküste am Ende der Kolonialzeit wirtschaftlich keineswegs an erster Stelle unter den Territorien Französisch-Westafrikas. Die große Metropole war damals Dakar, und ein Territorium wie Guinea mit seinen reichen Bodenschätzen schien größere Entwicklungsmöglichkeiten zu bergen. Heute ist die Elfenbeinküste in der wirtschaftlichen Entwicklung unbestritten an der Spitze. Dakar hat sein Hinterland verloren, als Westafrika bei der Unabhängigkeit in eine Vielzahl von Staaten zerfiel (die Union von Senegal und Mali blieb ephemer), und Guinea ist in seinen politisch bedingten wirtschaftlichen Schwierigkeiten stecken geblieben.

7. Februar: Abidjan. Man redet hier viel von dem innenpolitischen Rückzieher, den Präsident Houphouët während der letzten Wochen in der Frage der „doppelten Nationalität“ machen mußte. Sein Plan war gewesen, die Staaten der sog. „Entente“ (Elfenbeinküste, Obervolta, Niger, Dahomey und – neuerdings auch – Togo) dadurch noch stärker miteinander zu verbinden, daß jedes dieser Länder den in ihm ansässigen Staatsangehörigen der anderen Länder die vollen politischen und bürgerlichen Rechte zugestehen sollte. Für ein Land wie die Elfenbeinküste, von dessen knapp vier Millionen Einwohnern sicher eine halbe Million aus den genannten Ländern kommt, zweifellos eine kühne Konzeption! Es handelt sich um eine Lieblingsidee Houphouëts, von der er schon seit Jahren redet, sein Beitrag zur Einigung Afrikas. Zu Beginn des Jahres wurde die Ausführung beschlossen. Es zeigten sich aber starke Widerstände in der Bevölkerung, und als die Regierung das merkte, ließ sie das Projekt fallen.

Das Widerstreben der Bevölkerung hatte ganz reale Hintergründe. Einmal hätte die Gleichstellung der Ausländer für die Beamten, Funktionäre und Angestellten in Staat und Wirtschaft eine Konkurrenz bedeutet. Man fürchtete vor allem die

Leute aus Dahomey und Togo, den Ländern, die in der Kolonialzeit eine große Zahl von Kadern in Staat und Wirtschaft gestellt hatten – eine Tatsache, die vor sieben Jahren in Abidjan bereits zu Unruhen geführt hatte. Und zum anderen hätte die Integrierung der zahlreichen Wanderarbeiter aus Obervolta, die in den Pflanzungen der südlichen Elfenbeinküste tätig sind, deren rechtliche Stellung wesentlich verbessert. Es ist ohne Zweifel bedauerlich, daß dieser interessante Versuch, die „Balkanisierung“ Afrikas zu überwinden, – vorläufig wenigstens – gescheitert ist.

10. Februar: Abidjan – Lome. Unterwegs Zwischenlandung in Accra. Das Flughafengebäude machte einen verlassenen Eindruck. Verwachsene Girlanden, Spruchbänder zur Verherrlichung Nkrumahs, altmodisch-englische Polstermöbel im Aufenthaltsraum für Transitpassagiere. Das elegante Flughafengebäude in Abidjan und auch das einfachere, aber freundliche Gebäude in Lome waren voll von Menschen, während in Accra kaum jemand am Flugplatz war – trotz der vierbahnigen Autobahn, die dorthin führt, auf der man weder beim Anflug noch beim Abflug irgendeinen Verkehr feststellen konnte. Ob das Zufall war oder auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, von denen man munkelt, zurückzuführen ist, läßt sich schwer sagen.

Lome, die Hauptstadt Togos, ist eine freundliche Kleinstadt, an einem mit Palmen bestandenen Sandstrand gelegen. Gar nicht sehr viele neue Bauten seit der Unabhängigkeit. Der Präsident wohnt immer noch im Gouverneurspalais aus der deutschen Zeit. Der Umgangston beim Besuch von Behörden und Ministern ist entsprechend einfacher als in Abidjan. Kein Zwang zu dunklem Anzug und Kravatte – man ist unter sich. Vor dem Präsidentenpalais steht nicht einmal eine Wache. Nach Aussagen von Leuten, die es wissen müßten, soll kein einziger Mensch aus politischen Gründen im Gefängnis oder in einem Lager sein. Es gibt mehrere politische Parteien!

11. Februar: Lome. Der gute Eindruck, den Togos Hauptstadt vom ersten Augenblick an machte, hält an. Präsident Grunitzky, der unter sehr schwierigen Umständen vor drei Jahren die Nachfolge Olympios angetreten hat, scheint sich allgemeiner Achtung zu erfreuen. Man rechnet ihm sehr zugute, daß er nach dem Sturz und der Ermordung seines Vorgängers bewußt alle Racheakte an dessen Parteigängern verhindert und eine Politik der Versöhnung getrieben hat.

Heute abend erzählte uns Herr M., daß vor einigen Tagen eine Delegation von Tuchgroßhändlerinnen bei Grunitzky aufgetaucht sei, um ihm zu sagen, daß er von nun an die volle Unterstützung all ihrer Kolleginnen habe. Um die politische Bedeutung dieses Ereignisses zu würdigen, muß man wissen, daß in diesem Teil Afrikas – dem Küstenstreifen von Ghana bis Nigeria – der Handel, auch der Großhandel, fast ausschließlich in der Hand von Frauen liegt, die teilweise beträchtliche

Umsätze tätigen und ganze Kolonnen von Lastwagen ihr Eigentum nennen. In Lome waren Marktfrauen und Großhändlerinnen meist Anhängerinnen des Sylvanus Olympio gewesen, was auch verständlich ist, wenn man sich die männliche Erscheinung des ermordeten Präsidenten in Erinnerung ruft. Wenn sie auch genau wußten, daß Grunitzky nichts mit der Ermordung Olympios zu tun gehabt hatte, so konnten sie diesen doch nicht so schnell vergessen. Die nach seinem Tod errichtete Markthalle sei noch mit dem Geld gebaut worden, das er schon dafür beiseite gelegt hatte, wurde getuschelt. Man wisse dies ganz genau, da Olympio nachts über dem neuen Markt in einem strahlenden Licht erschienen sei. Wenn es jetzt zu einer Aussöhnung kam, so ist das ein wichtiges Anzeichen für die Konsolidierung des Regimes.

12. Februar: Lome – Palimé – Dzogbegan. Heute früh um 6 Uhr zum Bahnhof, denn diesmal ist eine Strecke mit der Eisenbahn zurückzulegen. Im einzigen Erster-Klasse-Abteil finden wir einen freien Platz, während die übrigen vier bis fünf alten Wagen des von einer Diesellok gezogenen Zuges schon brechend voll sind: Frauen mit Körben, Schüsseln und Babys, Männer mit Säcken, Kinder. Auf dem Bahnsteig wird alles mögliche angeboten: Reis- und Fischsuppe, Weißbrote der verschiedensten Art, getrockneter Fisch und die beliebten „baignets“, die an süddeutsche „Apfelküchle“ erinnern (allerdings ohne Äpfel). Auffallend sind die wohlgeordneten Warensortimente in den großen Körben der Händlerinnen, die den Zug besteigen, um ihn später auf einer der vielen Stationen wieder zu verlassen. In tadelloser Ordnung finden sich in den Körben Taschenlampen, Messer, Gläser, Teller und Kurzwaren. Die Handelsorganisation der Frauen scheint tatsächlich zu klappen.

Die 123 km von Lome nach Palimé sollte unser Zug in drei Stunden zurücklegen, tatsächlich braucht er dazu fünf. Es gibt zahlreiche Aufenthalte. Die meisten Leute fahren nur einige Stationen mit, oft zum nächsten Markt. Heute ist Markt in Agou, einige 20 km vor Palimé, und das ist weitgehend an unserer Verspätung schuld. Bis die Körbe, Ziegen und Hühner auf den Agou vorausgehenden Stationen im überfüllten Zug Platz gefunden haben, das dauert einige Zeit. Die Fahrt ist aber darum nicht langweilig. Während ihr erster Teil durch ebenes Buschland führte, erschienen dann bei Agou Berge und schließlich die Höhenketten der ghanesischen Grenze, die Palimé amphitheatralisch umgeben.

In Palimé erwartet uns P. X. vom Benediktinerkloster Dzogbegan mit dem „Landrover“, dem Fahrzeug für schwieriges Gelände. Wir statten aber zunächst dem Kreiskommandanten von Palimé, dessen Tüchtigkeit und Umsicht uns schon in Lome gerühmt wurden, einen Besuch ab. Das Gespräch mit ihm ist sehr interessant. Seine klugen Augen und sein energisches Gesicht werden richtig lebendig, wenn er bei den ständigen Telefonanrufen, die das Gespräch unterbrechen, seine Anweisungen gibt. Er stammt aus der Gegend und kennt sich offenbar in seinem

Bezirk sehr gut aus. Er residiert im Gebäude der Kreiskommandantur, das noch aus der deutschen Zeit stammt, aber für die Tropen praktisch und – offenbar – auch genügend stabil gebaut wurde. – Die Straßen in Togo sind selbst für afrikanische Verhältnisse äußerst schlecht. Um nach Dzogbegan zu kommen, benutzen wir zunächst eine „Route nationale“, die in schauerhaftem Zustand ist. Dann biegen wir seitlich ab, und unser Wagen klettert auf ein Hochplateau, auf dem wir zwei Stunden später das Kloster Dzogbegan erreichen. Der Prior ist ein alter Bekannter meines Begleiters. Wir werden entsprechend gut empfangen und dann vom Prior selbst in den Gebäuden und auf den angrenzenden Feldern herumgeführt.

Das Kloster besteht erst seit vier Jahren. Seine bisherige Geschichte zeigt, daß es gar nicht so einfach ist, in Afrika Landwirtschaft zu treiben. Zwar gibt es in Dzogbegan genügend Wasser – was zur Wahl dieses Ortes für ein Kloster geführt hat –, aber die Bodenverhältnisse sind nicht die besten. Man muß jahrelang herumprobieren, um herauszufinden, welche Art der Nutzung sich auf die Dauer wirklich rentiert. Das Kloster muß schließlich eines Tages finanziell unabhängig sein. Denn sein Zeugniswert sowohl im landwirtschaftlichen als auch im religiösen Bereich ist fragwürdig, solange es ein künstlich unterhaltenes Zuschußunternehmen ist. Der Prior ist ausgebildeter Landwirt. Das Gespräch mit ihm macht deutlich, wie sehr die Schwierigkeiten der Entwicklung Afrikas nicht nur davon herrühren, daß die Mentalität der Bevölkerung geändert werden muß, sondern auch von der Tatsache, daß man im Grund über die konkreten Möglichkeiten der afrikanischen Landwirtschaft nur sehr wenig weiß. Zwar gibt es eine ganze Reihe hervorragender Forschungsinstitute für tropische Pflanzen in Afrika, die unschätzbare Dienste leisten. Landwirtschaft ist jedoch auch „Wirtschaft“, und es ist nicht immer ausgemacht, daß Neuerungen in Saatgut, Pflanzungsart, Düngung, Bewässerung usw. auch wirklich rentabel sind. Beim Übergang von der extensiven Wirtschaft zu einer Landwirtschaft mit Zugvieh, Pflug, künstlichem Dünger oder hoher Mechanisierung muß genau kalkuliert werden, ob der Übergang zu höherer Stufe genug einbringt, um die Investition lohnend zu machen. Oft stehen dem Erfolg das Klima oder die Bodenart entgegen. Auch bestehen fast immer große Ungewißheiten hinsichtlich der Möglichkeiten der Vermarktung der Produkte, ein Hemmnis, das in seiner Bedeutung wohl noch viel zu wenig untersucht ist. Gerade das Fehlen eines geordneten Inlandmarktes läßt im landwirtschaftlichen Sektor viele Pläne scheitern.

Dzogbegan hat auch eine Art Schulfarm, die den Verhältnissen in Afrika sehr angepaßt zu sein scheint. Vor allem gibt es kein Diplom am Ende des Jahres! Dies erscheint mir fast als erste Bedingung für das Gelingen eines solchen Experiments. Die jungen Leute werden nur angenommen, wenn sie sich verpflichten, hernach wenigstens fünf Jahre in der Landwirtschaft zu arbeiten. Sonst müssen sie das Kostgeld zurückzahlen. Außerdem müssen sie eine Bescheinigung ihres Chefs beibringen, daß er mit der Ausbildung einverstanden ist, und daß ihnen bei der Rück-

kehr ins Dorf ein Stück Land zur Verfügung steht. Diese Sicherungen sollen bewirken, daß die ausgebildeten Leute auf dem Land bleiben und dort wirklich mit den neuen Kenntnissen als „animateurs“, als Anreger, wirken können.

14. Februar: Lome. Die Rückkehr gestern abend nach Lome ging nicht ohne Schwierigkeiten ab. Eigentlich wollten wir in Atakpame die Eisenbahn nehmen. Als wir am Nachmittag am Bahnhof ankamen, war der Zug schon weg. Wir fanden bei einer nahen Tankstelle einen schweren Lastwagen, in dessen Kabine wir uns noch hineinzwängten. Dann geht es los über die mit Regenrinnen und Schlaglöchern übersäte Straße. Immerhin schaffen wir die 200 km in knapp vier Stunden. Der Fahrer war am Morgen mit einer Fracht Erdnüsse aus Dapango, im äußersten Norden Togos, losgefahren. Er hatte also am selben Tag bereits 400 km zurückgelegt, als wir zu ihm stiegen. Am Vortag war er von Lome nach Dapango gefahren. All das auf unglaublich schlechten Straßen. Man wundert sich nicht über den Verschleiß an Material. Auch nicht über die vielen Autowracks neben der Straße.

Heute morgen Besuch in verschiedenen Ministerien. Die ersten Eindrücke über das menschlich sympathische Klima in Lome bestätigen sich. Die deutsche Botschaft ist in heller Aufregung wegen des bevorstehenden Lübke-Besuchs. Herr F. findet trotzdem die Zeit, uns zum Mittagessen einzuladen.

Am Abend Zusammenkunft mit einer Gruppe Pfadfinder. Fast alle sind Boys oder Arbeitslose in der Stadt (zwischen 15 und 30 Jahren). Erstaunlicherweise interessieren sie sich für Landwirtschaft und arbeiten zusammen seit Monaten an einem landwirtschaftlichen Fernkurs mit. Den jungen Leuten ist es offenbar ernst. Sie haben sich sogar in der Nähe der Stadt von einem Dorfhäuptling ein Stück Land zuteilen lassen, auf dem sie die im Fernkurs vorgeschriebenen Versuche durchführen. Es wäre gut, wenn all die jungen Menschen, die in Afrika in die Städte strömen, einsehen würden, daß sie dort nicht ihr Leben aufbauen können.

15. Februar: Cotonou. Ein Bekannter hat uns heute Mittag in Lome mit dem Wagen abgeholt. Die 100 km bis Cotonou sind auf geteierter Straße leicht zurückzulegen. Zunächst geht es an der mit Kokospalmen bestandenen Küste entlang, dann verläuft die Straße einige hundert Meter landeinwärts, so daß man das Meer nicht mehr sieht. Nach dem Grenzübergang von Togo nach Dahomey biegen wir von der Straße ab, um in Grand-Popo einen Besuch zu machen. Wir nähern uns wieder der Küste und müssen für den letzten halben Kilometer den Wagen verlassen, da der Sand unter den Kokospalmen ein Weiterfahren verhindert.

Grand-Popo ist einer der hohen Orte des Fetischismus, der in Dahomey noch sehr lebendig ist. Bevor wir unser Ziel erreichen, kommen wir am großen Fetisch vorbei: in einem offenen Rundtempelchen von vier bis fünf Meter Höhe eine sitzende Figur in Lebensgröße mit Hörnern. Natürlich ist auch im übrigen Afrika der Fetischismus keineswegs tot. Aber er wird selten noch mit solcher Offenheit zur

Schau gestellt wie hier. Das Paradoxe ist, daß Dahomey die höchste Quote an Intellektuellen hat – man nennt das Land geradezu das „Quartier Latin“ Afrikas – und daß hier die alten Überlieferungen noch am stärksten lebendig sind. Oft habe ich schon von der Angst gehört, die gerade in solchen Gegenden wegen Zauberei und Giftmischerei herrscht. Besonders Leute, die arriviert sind (Beamte oder Akademiker), müssen offenbar den Neid der Verwandtschaft fürchten und weigern sich, etwa bei Besuchen im Dorf, aus dem sie stammen, auch nur das Geringste an Speise und Trank zu sich zu nehmen. Wieviel davon Psychose ist, läßt sich schwer ausmachen. Jedenfalls sind solche Verhältnisse ein schweres Handicap für die wirtschaftliche Entwicklung, da die Initiative des einzelnen gehemmt wird.

Im Dorf überbringen wir die Grüße, die uns aufgetragen sind. Die 80jährige Mutter freut sich sichtlich, über ihren Sohn im fernen Land zu hören. Sie empfängt uns mit viel Würde und Herzlichkeit, umarmt uns und weint vor Freude. Wir nehmen uns die Zeit für das afrikanische Zeremoniell von Frage und Antwort, bei dem man nicht gleich mit Grund und Zweck des Besuches herausplatzt, sondern erst allmählich, zwischen den Fragen nach der Gesundheit aller Familienmitglieder, nach dem Woher und Wohin, in kleinen Stücken mit den Anliegen oder Aufträgen herausrückt, die eigentlich Zweck des Besuches sind. Es wird uns Bier und Limonade vorgesetzt. Die alte Dame – sie ist mit ihren weißen Haaren und ihrer Art, sich zu geben, wirklich eine Dame – hat unterdessen ein Stück Tuch über ihre offene Brust geknotet und sich etwas gefaßt. Nach dem Gespräch ist sie gern zu einem Photo bereit, nicht aber, ohne sich vorher eine Viertelstunde zurückgezogen zu haben, um Toilette zu machen.

Beim Verlassen des Dorfes wage ich es, vom großen Fetisch einige Aufnahmen zu machen. Ich bin ja von einigen Mitgliedern der Familie begleitet, und die übrigen Dorfbewohner erheben keinen Einspruch. Sie haben für mein Interesse am Fetisch nur das tiefe, aus dem Kehlkopf kommende Lachen übrig, das man stets von den Afrikanern zu hören bekommt, wenn man an solche Dinge rührt.

16. Februar: Cotonou. Mancherlei Gespräche heute über die politische Situation in Dahomey. Man ist sich einig, daß der Staatsstreich vom letzten Jahr, der die Armee an die Macht gebracht hat, nicht auf den Ehrgeiz des Militärs zurückzuführen ist. Die zivilen Politiker hatten ihren Kredit verloren, das entstandene Machtvakuum mußte ausgefüllt werden. Seit der Unabhängigkeit haben sich die drei politischen Persönlichkeiten des Landes in der Regierung abgelöst. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die politischen Parteien sich nach den einzelnen Stammesgruppen aufgliedern. Praktisch repräsentiert M. Maga den Norden, M. Apithy das alte Königreich von Porto-Novo an der Küste und M. Ahomadegbe das alte, traditionsreiche Königreich von Abomey. Ein echtes Mehrparteiensystem ist unter diesen Umständen kaum möglich, und ein Einparteienregime kann sich nur beschränkte Zeit an der Macht halten. Niemand weiß, wie es weitergehen soll. Der

neue Staatschef, General Soglo, dürfte es schwer haben, die Macht wieder den Zivilisten zurückzugeben. Er hat ein Kabinett von Fachleuten gebildet, die einen guten Ruf haben.

18. Februar: Angaradebou. Wir sind im äußersten Norden Dahomeys bei einer Gruppe europäischer Entwicklungshelfer. Herr Ch., den ich bereits vor vier Jahren kennenlernte, ist sicher einer der besten Leiter von Entwicklungshelferteams, die in Afrika tätig sind. Ich habe schon beim ersten Zusammentreffen mit ihm seine ruhige Art, sein Wissen um die Lebensverhältnisse der Einheimischen und die unaufdringliche, aber zielbewußte Weise, mit der er in den Dörfern auftritt, bewundert. Die Organisation, der er angehört, ist eine der sogenannten „Sociétés d'intervention“, von denen es eine ganze Reihe gibt. Diese Gesellschaften sind von den Regierungen beauftragt, in einzelnen Regionen die landwirtschaftliche Entwicklung voranzutreiben. Die Ergebnisse sind sehr verschieden und hängen weitgehend von den menschlichen Qualitäten der Helfer ab.

Spektakuläre Ergebnisse in kurzer Zeit darf man allerdings nicht erwarten. Selbst Zeiträume von drei bis fünf Jahren sind zu kurz bemessen, um über Erfolg oder Nichterfolg eines solchen Unternehmens zu urteilen. Der Slogan: „Entwicklungshilfe muß Hilfe zur Selbsthilfe sein“ ist grundrichtig. Man darf sich jedoch nicht vorstellen, daß dieses Ziel erreicht wird, indem man die Hilfsaktion auf drei oder auch fünf Jahre begrenzt. Oft ist schon diese Zeit nötig, bis überhaupt ein Ansatz gefunden ist, um in die bestehenden Verhältnisse eine kleine Neuerung hineinzutragen. Manchmal geht dies auch schneller. Aber nicht selten ist dann trotzdem noch eine längere Hilfestellung in einem bestimmten Dorf oder einer bestimmten Region nötig, weil der allgemeine Rahmen des Landes in wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Hinsicht noch nicht für das vorgeprellte Experiment aufnahmefähig ist. Es muß weiterhin gestützt werden, wenn die geweckten Initiativen nicht wieder einschlafen sollen.

Wir besuchen mit Herrn Ch. einige der umliegenden Dörfer sowie die Felder, die von den von Herrn Ch. betreuten Gruppen junger Leute angelegt sind. Der Eindruck, den man bei solchen Gelegenheiten stets hat, wird bestätigt: Mit den Mitteln, die an Ort und Stelle zur Hand sind, kann man schon viel tun. Und es ist oft sogar im Hinblick auf eine spätere Vervollkommnung und Modernisierung besser, daß zuerst das Nächstliegende gemacht wird, weil nur so die Bevölkerung wirklich in eigener Initiative beteiligt ist. Geld kostet im Grunde dabei hauptsächlich der Einsatz des Helferteams. Er kostet manchmal viel Geld, wenn man den nur kleinen regionalen Umfang des Wirkungsbereichs in Betracht zieht, in dem ein solches Team arbeitet. Aber das muß man in Kauf nehmen, wenn nur einmal bewiesen wird, daß aus der afrikanischen Landwirtschaft etwas zu machen ist.

24. Februar: Abidjan. Der Sturz Nkrumahs ist ein Ereignis von einer Bedeutung, die sich mit der anderer afrikanischer Staatstriebe während der letzten Mo-

nate nicht vergleichen läßt. Nkrumah war unter den Führern des sog. „revolutionären“ Afrikas sicher der brillianteste und energischste, und er herrschte über ein Land, das reale Möglichkeiten hat, in absehbarer Zeit die Unterentwicklung zu überwinden. Die Grundthesen seiner Politik ruhten auf einer Gesamtkonzeption, die nicht so einfach von der Hand zu weisen ist. Er hielt dafür, daß jedes der kleinen afrikanischen Länder für sich genommen zu schwach sei, sowohl um sich dem Einfluß der ausländischen Staaten und Großfirmen zu entziehen, als auch um einen genügend großen Wirtschaftsraum zu bilden. Wenigstens 100 Millionen Menschen müßten sich in Afrika zusammenschließen, um sich mit Aussicht auf Erfolg an die Entwicklungsaufgabe zu machen. Daher die immer neuen Versuche Nkrumahs, zu einem Zusammenschluß Afrikas zu kommen. Im Grund ist es schwer, sich über die Entwicklung der letzten Jahre in Ghana von außen her ein Bild zu machen. Nkrumahs Regime hatte zweifellos nicht nur Schattenseiten. Leistungen wie die Errichtung des Volta-Dammes, der Bau des Hafens von Tema oder die Vorantreibung der Industrialisierung können nicht so einfachhin abgetan werden, selbst wenn sich Nkrumah schließlich in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten verfangen haben sollte. Ernsthaftige Beobachter halten dafür, daß die ghanesische Entwicklungspolitik in ihrem ersten Ansatz gar nicht so unrealistisch war. Der Mißerfolg ist wohl eher auf die in den letzten Jahren sich steigernde Neigung des gestürzten Präsidenten zurückzuführen, seinem Wunschdenken freien Lauf zu lassen und selbst seine ergebensten Ratgeber nicht mehr zu hören. Wieweit der seit einigen Jahren katastrophale Verfall der Kakaopreise zu den Schwierigkeiten beigetragen hat, müßte ebenfalls bedacht werden.

Mit der Revolution in Accra ist Nkrumah ausgeschaltet. Die Blicke richten sich auf den anderen Mann, Houphouet-Boigny, dessen Land, die Elfenbeinküste, als einziges in Westafrika augenblicklich auf dem Wege zu einer Überwindung der Unterentwicklung sein dürfte. Houphouet hatte sich von Anfang an allen vorschnellen afrikanischen Einigungsbestrebungen gegenüber reserviert gezeigt. Er hatte klar darauf gesetzt, in seinem eigenen Land den wirtschaftlichen Aufbau zu beginnen. War es nationaler Egoismus oder Einsicht in die Fragwürdigkeit weiterreichender Ambitionen? Houphouet ist somit in mehrfacher Hinsicht der eigentliche Gegenpol zu jener Tendenz in Afrika, die durch einen Nkrumah repräsentiert wurde. Er ist außenpolitisch bei aller Bündnislosigkeit nicht antiwestlich eingestellt, er glaubt nicht an eine panafrikanische Einheit in naher Zukunft, und er will sein Land durch eine Mischung von Marktwirtschaft und Staatskapitalismus voranbringen. Houphouet ist darum auch der Mann, der von den linksstehenden afrikanischen Intellektuellen am meisten abgelehnt wird. Seine Wirtschaftspolitik ist sicher eine der seriösesten und erfolgreichsten, die in Schwarzafrika versucht worden sind. Es ist tendenziös, zu behaupten, der wirtschaftliche Aufschwung sei eine Scheinblüte, hervorgerufen durch das Hereinströmen des ausländischen Kapitals, das nur zu seinem eigenen Gewinn arbeite, zur Entwicklung des Landes jedoch nichts beitrage. Sol-

chen Vorwürfen steht entgegen, daß die Elfenbeinküste als eines der wenigen Entwicklungsländer einen Plan hat, der diesen Namen wirklich verdient, daß die Investitionen ausländischen Kapitals nur dann unter das Investitionsförderungsgesetz fallen, wenn sie in der Linie des Plans liegen und daß – was immerhin ein günstiges Symptom ist – die einzelnen Ziele des Plans während des vergangenen Jahres erreicht, in vielen Fällen sogar übertroffen worden sind. Auf jeden Fall wird das Gelingen oder Nichtgelingen des Experiments Elfenbeinküste von eminenter Bedeutung für die Optionen sein, die die anderen afrikanischen Länder in den nächsten Jahrzehnten zu treffen haben werden.

26. Februar: *Bouaké*. Wir übernachten bei den Mönchen des Benediktinerklosters. Es ist die erste Etappe auf der Fahrt nach Norden. Bouaké ist die zweite Stadt der Elfenbeinküste. Man sagt ihr angenehmes Klima nach. Mit ihren breiten Alleen von mit roten Blüten übersäten Bäumen macht die Stadt einen freundlichen Eindruck. – Die Komplet der Mönche in ihrer neuen Kirche vor der Stadt mit dem riesigen Hallendach ist in der Dunkelheit und Stille der afrikanischen Nacht beeindruckend. Die Hälfte der Kommunität besteht aus Afrikanern. Das Kloster ist in den wenigen Jahren seines Bestehens zu einem geistigen Zentrum geworden. Es hat sich – wie das Mutterkloster Toumliline in Marokko – hauptsächlich die Begegnung der Kulturen und Religionen zum Ziel gesetzt. Wir verspüren etwas von der benediktinischen Gastfreundschaft, die dafür nötig ist.

27. Februar: *Sikasso*. Der Grenzübertritt nach Mali verlief ohne alle Schwierigkeiten. Sehr entgegenkommende Beamte. Keine Durchsuchung, kein Problem des Geldumtauschs. Eher das Gegenteil dessen, was wir gerüchteweise gehört hatten. – Von der Grenze bis Sikasso sind es einige Stunden, auf leidlich guten Straßen. Nur das letzte Stück ist etwas schwierig, weil die Straße neu gebaut wird. Mali hat große Geldmittel aus dem EWG-Entwicklungsfonds zum Ausbau seines Straßennetzes erhalten, das ja für ein Land ohne Hafen von lebenswichtiger Bedeutung ist.

Seit Bouaké sind wir im Bereich der Savanne. Das ist ein ganz anderes Afrika als das des Regenwaldes. Dort die feuchtwarme Luft, die satten Farben, der bewölkte Himmel. Hier mehr und mehr die trockene Hitze, blendende Farben und ein tagaus tagein wolkenloser Himmel. Dieser Unterschied kommt einem natürlich jetzt in der Trockenperiode um so stärker zum Bewußtsein. Augenblicklich ist die Trockenzeit in Mali noch sehr angenehm. Die Mittagshitze steigt zwar schon über 35 Grad, aber nachts kühlt es dafür noch so weit ab, daß man gegen Morgen gern eine Decke nimmt. Das ist gesundheitlich viel leichter erträglich als die Treibhausluft Abidjans, wo die Temperatur 30 Grad kaum übersteigt, sich aber nachts nur um 1–2 Grad senkt. Die hohe Luftfeuchtigkeit wirkt dann sehr ermüdend.

Heute war Markt in Sikasso. Bevor wir nach unserer Ankunft das Quartier auf-

suchten, gingen wir durch die Reihen der Händler. Das Angebot beschränkt sich fast ausschließlich auf einheimische Waren. Man findet neben Nahrungsmitteln und handgewirkten Decken und Teppichen auch allerlei Schmiedewaren: Hacken, Schaufeln, Pfannen, Eimer. Ausländische Erzeugnisse, wie Fahrräder, Mopeds, Petroleumlampen, die sonst in großer Menge auf afrikanischen Märkten zu finden sind, fehlen. Die angebotenen Stoffe scheinen chinesischen Ursprungs zu sein.

Abends Besuch beim Bischof von Sikasso. Er ist Franzose (der Erzbischof des Landes ist Afrikaner). Wir führen ein langes Gespräch über die Lage der Kirche in diesem mehrheitlich islamischen Land. Das Verhältnis zur Regierung, die das kirchliche Schulwesen sehr schätzt, ist gut. Auch wenn die Machthaber in ihren Reden vielfach marxistische Thesen vertreten und sich teilweise sogar ausdrücklich als Marxisten bekennen, haben sie daraus gegenüber Islam und Christentum keine Folgerungen gezogen. – Der Bischof hat vom Konzil viele neue Gedanken und Anregungen mitgebracht. Er sieht in der Mitarbeit der Mission an der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Landes eine Aufgabe, die mit der Evangelisierung Hand in Hand geht. Nicht, um sich bei der Regierung lieb Kind zu machen oder um über diese Hintertür das Wohlwollen und Interesse der Bevölkerung zu wecken, auch nicht, um Entwicklungshilfegelder in die stets leere Kasse der Mission zu locken, sondern aus der Einsicht heraus, daß heute eine „Entwicklung“ im religiösen Bereich nicht möglich ist, wenn sie nicht begleitet wird von einer menschlichen Entwicklung, in der die Menschen ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Schicksal in die Hand zu nehmen lernen. – Er liest uns dann einige Briefe vor, die ihm von Mohammedanern während des Konzils nach Rom geschrieben wurden. Man spürt deutlich, welche Faszinierung die Figur Johannes XXIII. bis in die Städte und Dörfer Afrikas ausgeübt hat und wie sehr der Wille des Konzils, mit den nichtchristlichen Religionen zu einem Dialog zu gelangen, auf fruchtbaren Boden gefallen ist.

28. Februar: Sikasso. Besuch der Stadt heute morgen bei angenehmem Wetter. Sikasso dürfte etwa 15 000 Einwohner zählen. Weite, mit Bäumen bestandene Alleen geben der Stadt ein freundliches Aussehen. Wir steigen auf den Hügel, der einst die Zitadelle trug. Sikasso war nämlich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Stadt mit 40 000 Einwohnern, die von einer 8 km langen Ringmauer von 4–6 m Höhe umgeben war. 1898 wurde Sikasso von den Franzosen gestürmt. Dabei fand der letzte König unter den Trümmern der Zitadelle den Tod. – Vom Hügel aus hat man einen weiten Rundblick, der den Bogen des Flusses verfolgen läßt, der die Stadt umschließt. Von der alten Zitadelle finden sich keine Spuren. Die Mauern waren ja aus gebranntem oder gehärtetem Lehm und wurden nach der Eroberung geschleift. Wir fahren dann an den Stadtrand, wo an einigen Stellen noch Reste der gewaltigen Ringmauern zu sehen sind. Die Mauer muß einst imposant gewesen sein, man kann noch die Türme und

Wehrgänge erkennen. Nur hat der Einfluß der tropischen Regen während fast 70 Jahren seine Wirkung getan. Die Konturen sind bereits verwaschen, und die Höhe beträgt meist nur noch ein bis zwei Meter.

Danach fahren wir zu einer Teepflanzung, die unter (rot-)chinesischer Leitung angelegt worden ist. An einem flachen Hang am Ufer eines reichlich Wasser führenden Bachs finden sich einige Hektar Teestauden, die bereits Frucht tragen. Die Anlage für die Bewässerung ist denkbar einfach. Sie besteht aus Holzrinnen, die aus Brettern zusammengenagelt sind und die leicht von Feld zu Feld transportiert werden können. Das Wasser wird mit einer Motorpumpe in Feuerwehrschräuchen hochgepumpt. Die Pflanzung macht einen sehr ordentlichen Eindruck. Sie steht unter einheimischer Leitung, und die Chinesen kommen offenbar nur noch gelegentlich vorbei. Wie man hört, soll bei Sikasso noch eine weitere, große Teepflanzung angelegt werden.

Am Nachmittag besuchen wir einige Dörfer in der Nähe. Ein einheimischer Berater der CFDT (Compagnie Francaise pour le Développement des Fibres Textiles) begleitet uns. Die CFDT ist eine auf kommerzieller Basis arbeitende private Gesellschaft, die in einer ganzen Reihe von afrikanischen Staaten die Vermarktung der Baumwolle besorgt, meist mit sehr gutem Erfolg. Sein Geheimnis liegt wohl darin, daß keinerlei Anbauzwang ausgeübt wird, daß aber über Jahre hin die Ernte der Bauern regelmäßig und korrekt in barem Geld bezahlt wird. Außerdem wird ein System von Beratern unterhalten, die auf den Dörfern die rechte Anbauweise zeigen und Saatgut und Insektenvertilgungsmittel verteilen, deren Kosten dann vom Ernteertrag abgezogen werden.

Wir kommen in ein Gehöft, wo sich bald alle Bewohner um uns versammeln. Nach den üblichen Begrüßungsreden holt das Familienhaupt die Abrechnungszettel hervor, die er in den letzten Jahren für seine Baumwollernte empfangen hat. Auf 3,6 ha hat er vor drei Jahren für 130 000 Fr., vor zwei Jahren für 165 000 Fr. und bei der letzten Ernte für 205 000 Fr. produziert. An Kosten für Saatgut und Pflanzenschutzmittel gingen etwa 20 000 Fr. ab. (100 Fr. = 0,40 DM). Dazu hat er im letzten Jahr rund 10 t Hirse erzeugt. Durch die Berater der CFDT ist er in die Benutzung von Ochsen zum Pflügen eingeführt worden. Die Produktion ist nicht unbeachtlich, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß die Familie etwa 40 Personen, davon die Hälfte Erwachsene, zählt. Kein einziges Mitglied kann lesen und schreiben oder spricht französisch. Die schwieligen Hände und die zerfurchten Gesichter der Männer zeigen, daß hier harte Bauernarbeit getan wird. Eine andere Frage ist natürlich, was die Leute mit dem Geld tun. Offenbar wird es gehortet; denn alle Kleidungsstücke und Einrichtungsgegenstände sind selbstverfertigt. Die Subsistenzwirtschaft ist neben der Baumwollproduktion noch völlig intakt.

Wie dem auch sei, die Ergebnisse der CFDT bestätigen – was ich auch bei einer früheren Reise über die Tätigkeit dieser Gesellschaft in Nordkamerun feststellen

konnte –, daß in Afrika die landwirtschaftlichen Erträge mit verhältnismäßig einfachen Mitteln gesteigert werden können. Ein guter Kenner der afrikanischen Landwirtschaft sagte mir einmal, er stehe nicht an zu behaupten, die Produktion Afrikas könne in einigen wenigen Jahren verdoppelt, wenn nicht gar verdreifacht werden, ohne daß kostspielige Investitionen für Mechanisierung, Bewässerungsanlagen und dgl. nötig seien. Dies ist zweifellos richtig und sollte viel mehr beachtet werden. Eine andere Frage ist natürlich, ob es dabei bleiben kann; eine Modernisierung der Landwirtschaft im eigentlichen Sinne setzt mehr voraus.

Interessant ist auch die Schulfarm, die wir auf dem Rückweg nach Sikasso besuchen. Mali hat hier ein vielversprechendes Experiment in Gang gebracht. Über das ganze Land verstreut finden sich diese sogenannten „Ecoles Saisonnières“, in denen junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren, die keine Schulbildung genossen haben, während neun Monaten einerseits in die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens eingeführt werden, andererseits aber während eines ganzen Vegetationszyklus eine modernere Form der Landwirtschaft kennenlernen. Von morgens früh bis mittags wird auf dem Feld der Schule gearbeitet. Abends gibt es eine Stunde landwirtschaftlichen und eine Stunde allgemeinen Unterricht. Die verhältnismäßig einfachen Gebäude der Schule bestehen aus einem kleinen Wohnhaus für den Leiter, einem Gebäude mit einem Schlafraum für die etwa 25 Schüler und einem Unterrichtsraum, sowie einem Lagerschuppen und einer betonierten Düngeanlage. Die Gebäulichkeiten der Schulen sind mit Mitteln des EWG-Entwicklungsfonds errichtet.

1. März: Bamako. Abfahrt von Sikasso im Morgengrauen, Ankunft schon am frühen Nachmittag in Bamako. Die 370 km können seit neuestem fast ganz auf einer ausgezeichneten Teerstraße zurückgelegt werden. Die Landschaft erinnert in dieser Jahreszeit an Nordafrika, wo auch der wüstenartige Charakter des Landes mit dem Netz von großzügig angelegten Teerstraßen im Kontrast steht. Eigentlich ist es schade, daß in Afrika wegen der Straßenverhältnisse die Trockenperiode die günstigste Reisezeit ist. Das jetzt ausgedörrte Land erwacht erst in der Regenzeit zu vollem Leben, und auch die Bewohner können erst dann mit der Arbeit auf den Feldern beginnen. Jetzt ist die „tote“ Zeit, für das Land und für die Bewohner. Wer wollte sagen, er kenne Europa und die Arbeit der europäischen Bauern, wenn er Europa nur im Winter bereist hat!

Die Fahrt von Sikasso nach Bamako ist ziemlich eintönig. Überraschend jedoch die für den Sudangürtel Afrikas große Zahl von Bächen und Flüssen, die wir überqueren und die auch in dieser Zeit noch reichlich Wasser führen. Die Mittelgebirge Guineas erweisen sich als guter Wasserspeicher. Beim Überqueren eines dieser Flüsse auf einer großen eisernen Brücke kann ich mich nicht enthalten auszusteigen, um die schöne Landschaft zu photographieren, obwohl man uns gewarnt hatte, daß das in Mali gefährlich sei und zur Beschlagnahme von Apparat und Film

führen könne. Aber wer sollte das überwachen! Wider Erwarten kamen jedoch von einem ziemlich entfernten Fischerkahn auf dem Fluß laute Protestrufe und die Aufforderung, das Photographieren zu unterlassen. Die Regierung – oder vielleicht auch die Partei – scheint ihre Anweisung tatsächlich im Land bekanntgemacht zu haben. Was allerdings das Photographierverbot soll, bleibt mir uneinsichtig. Ob es der Widerwille gegen die auf exotische Bilder gierigen Touristen ist? Oder die unbestimmte Angst vor Spionage, die man in „sozialistischen“ Ländern antrifft?

Bei der Ankunft in Bamako, der Hauptstadt Malis, sieht man schon von weitem auf den Hügeln zu beiden Seiten des Flusses riesige Neubauten. Das eigentliche Erlebnis am Ende dieser Fahrt ist der Anblick des Nigers. Seine grünen Wasser sind nach den Hunderten von Kilometern über ausgedorrte Steppenlandschaft fast nicht glaubhaft. Eine lange Brücke führt uns in das Zentrum von Bamako.

3. März: *Bamako*. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich Mali mit seinem „Sozialismus“ etwas vergaloppiert hat. Die wirtschaftliche Lage scheint nicht gerade rosig zu sein. Der gesamte Handel ist verstaatlicht, abgesehen vom Kleinhandel mit ganz geringen Umsätzen. In den Geschäften Bamakos findet man kaum etwas zu kaufen. Die „volkseigene Buchhandlung“ in Bamako quillt über von marxistischer Literatur französischen, russischen und chinesischen Ursprungs. Aber es ist keine anständige Postkarte zu haben. Der große Markt im Zentrum ist zwar lebendig und voll Waren. Es handelt sich jedoch fast nur um landeseigene Produkte und chinesische Stoffe. Das Fehlen von importierten Gebrauchsgütern hat die Kaufkraft des Mali-Franc geschwächt. (Im Gegensatz zu den übrigen Staaten des ehemals französischen Afrika haben Mali und Guinea die Franc-Zone verlassen.) Man hört, daß die Bauern nicht gern ihre Hirse, das Hauptnahrungsmittel, verkaufen, sondern aufstapeln. Die Regierung hat Kommissare in die Dörfer geschickt, die festlegen, wieviel das Dorf verkaufen muß, zu einem Zwangskurs, der noch unter dem Marktkurs liegt. Das kann zu einem Sinken der Produktion führen, woran auch alle Aufrufe und Belehrungen nichts ändern dürften. Einer unserer Gesprächspartner bemerkt hierzu: „Um die Produktion zu heben, wäre es besser, den Bauern Gebrauchsgüter statt Dünger zum Kauf anzubieten“ (– den Dünger besorgen sie sich nämlich dann schon selbst). – Die Staatsbetriebe dürften meist mit Defizit arbeiten. Die Gründe sind, neben Mangel an qualifiziertem Personal, vor allem die oft wenig realistischen Ambitionen. Als Beispiel wird hier die staatliche Luftfahrtgesellschaft „Air Mali“ genannt, die aus Prestigerücksichten ein Streckennetz unterhält, das nicht rentabel und für den kleinen Staat untragbar ist.

Nach der Unabhängigkeit gingen vor allem links eingestellte Franzosen nach Mali, um dort beim Aufbau eines afrikanischen Sozialismus zu helfen. Heute glauben selbst sie nicht mehr so recht an den Erfolg. Im Grund braucht eine sozialisti-

sche Wirtschaft, in der ja alles geplant ist, weit mehr qualifizierte Kräfte als eine marktwirtschaftliche. Die Ideologie kann weder in einem kapitalistischen noch in einem sozialistischen Land die Schaffung buchhalterischer und rechnungsmäßiger Grundlagen der Wirtschaftsführung ersetzen. Man spricht von einem Defizit von 60 Milliarden Francs (= ca. 1,5 Millionen DM), das sich seit der Unabhängigkeit angehäuft hat. Für ein solches Land eine gewaltige Summe.

Die Nervosität, die der Sturz Nkrumahs in Ghana bewirkt hat, ist unverkennbar. Zum zweiten Mal innerhalb einer Woche bringt die lokale Zeitung eine Loyalitätserklärung der hohen Militärs. Gestern hielt der Präsident eine Rede, die über den Rundfunk übertragen wurde. Er versprach eine bessere Wirtschaftsführung, die Überprüfung aller Ausgaben und die sofortige Aufgabe aller unrentablen Staatsbetriebe. Ein Zuhörer bemerkte: Da muß er alle schließen! – Bei alledem ist die Sympathie und Achtung unverkennbar, die man dem Präsidenten und einem Teil der regierenden Persönlichkeiten zollt. Man hält sie für im Grund vernünftige und anständige Männer, die sich nur im ideologischen Gestrüpp verrannt haben.

5. März: Segou. Segou ist eine alte Königstadt, die vom 18. Jahrhundert bis zur Eroberung durch die Franzosen 1890 eine große Bedeutung hatte. Heute ist das Stadtbild jedoch dadurch bestimmt, daß Segou seit den 30er Jahren zum Sitz des „Office du Niger“ wurde. Große Verwaltungsgebäude und Villen für die Beamten, im sog. sudanesischen Stil erbaut, liegen an breiten, mit Bäumen bestandenen Straßen am Fluß entlang. Das „Office du Niger“ war eines der ehrgeizigsten Projekte der Kolonialzeit in Afrika: bis zu einer Million Hektar Land sollten durch einen Staudamm und ein Kanalsystem bewässert werden. Ausgangspunkt der Überlegungen, die zu diesem gigantischen Unternehmen geführt hatten, war die Tatsache gewesen, daß der Niger in früheren Zeiten nördlich des heutigen Segou in die Sahara geflossen war, wo er im Sand versickerte, nicht ohne vorher weite Ländereien bewässert zu haben, die heute Wüste oder doch Steppe sind. Erst später hatte der Niger die Schwelle zwischen Timbuktu und Gao durchbrochen und seinen Lauf durch das heutige Nigeria bis zum jetzigen Delta im Golf von Benin genommen.

Diese geographische Eigentümlichkeit wurde ausgenutzt, um den Fluß bei Segou mit Hilfe eines Dammes zu stauen und ihn teilweise nach Norden und Nordosten abzulenken. Die Arbeiten wurden durch die vielen Arme des alten Flußbetts erleichtert. Im ganzen wurden große Kanäle mit einer Länge von 220 km und Schutzdeiche mit einer Länge von 70 km angelegt. Der Staudamm selbst mißt 2600 m, davon bestehen 1800 m aus einem festen Erddamm, während die eigentliche Anlage mit ihren 488 Ziehschützen über 800 m lang ist. 1935 wurde der Bau begonnen und 1947 fertiggestellt. Beim augenblicklichen Stand des Projekts könnten die Bewässerungsanlagen bis auf etwa 150 000 ha ausgedehnt werden. Tatsäch-

lich in das Bewässerungssystem hineingenommen sind vielleicht 50 000 ha. Die Kosten des Projekts seit Beginn der Arbeiten in den dreißiger Jahren bis zum Abzug der Franzosen sind schwer zu beziffern. Die offiziellen Texte nennen eine halbe Milliarde Mark. Der Nutzen entspricht bisher bei weitem nicht dieser Riesenausgabe, vor allem wenn man in Betracht zieht, daß es leicht gewesen wäre, mit einem Bruchteil der Kosten überall im Land in der Nähe der bestehenden Dörfer kleinere Anlagen zu erstellen, um die bisher ungenützten Möglichkeiten an den vielen Flußläufen auszunützen. Damit hätte man vor allem auch die Schwierigkeit umgangen, an der das Projekt bis heute krankt, die praktische Unmöglichkeit nämlich, eine genügende Zahl von Siedlern zu finden. Man hat in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg etwa 40 000 Siedler gefunden, die – teilweise mit Hilfe eines gewissen Drucks von seiten der Kolonialverwaltung – vor allem im benachbarten Territorium Obervolta rekrutiert wurden. Die Verpflanzung von Bevölkerungen in Schwarzafrika ist jedoch äußerst schwierig, und es scheint, daß von Anfang an eine nicht unbeachtliche Fluchtbewegung bestanden hat. Wenn man nur den heutigen Stand des Projekts in Betracht zieht, muß man wohl sagen, daß das „Office du Niger“ eine der großen Illusionen der Kolonialzeit war, vor allem deshalb, weil die menschlich-sozialen Probleme, die ein solches Projekt neben den technischen Problemen stellt, unterschätzt worden waren. Wenn man die Kosten der Anlage auf die urbar gemachten Flächen umrechnet, so stehen sie in keinem Verhältnis zu den Amortisierungsmöglichkeiten. Etwas anderes ist natürlich, daß die Anlage, da sie nun einmal besteht, für den neuen Staat Mali in Zukunft einmal großartige Möglichkeiten bieten kann.

6. März: Segou. Heute Fahrt durch den Bereich des „Office du Niger“. Infolge der trockenen Jahreszeit ist es schwer, sich ein Bild davon zu machen, wie es um die augenblickliche Nutzung der Ländereien steht. Leute, die es wissen müßten, meinen, daß zur Zeit möglicherweise nur 30 000 ha wirklich bebaut sind. Angeblich gibt es darüber keine genaue Aufstellung mehr. Auch soll es mit der Genauigkeit der Wasserverteilung nicht recht klappen: manchmal kommt zuviel, manchmal zuwenig Wasser, je nach Laune und Dienstfeier der Verantwortlichen. Bei einem so komplizierten System, das im Grund mit der Präzision eines Industriebetriebes arbeiten müßte, hat das für den einzelnen Landwirt schwerwiegende Folgen. Ursprünglich wollte die Kolonialverwaltung den Siedlern das Land als Eigentum geben. Das Office sicherte Bewässerung, Pflügen und Dreschen gegen eine feste Abgabe in Naturalien je nach der Größe des der Familie zugeteilten Landes zu. Von Anfang an tauchten hierbei Schwierigkeiten auf, da der Boden natürlich nicht überall gleich eben – wichtig für die Bewässerung – und auch in der Qualität verschieden ist. Wenn nun, wie geklagt wird, die Präzision der Bewässerung nachläßt und wenn es außerdem vorkommt, daß die relativ kurze Periode der günstigen Aussaat versäumt wird, weil der Traktor zum Pflügen nicht zur rechten

Zeit kommt, dann kann das Volumen des Ertrages zu gering sein, um die vorgesehene Abgabe zu leisten und noch genügend zum Leben übrig zu haben. Die Folge ist, daß viele Siedler gegenüber dem Office verschuldet sind. Solche Leute können nicht mehr weg, es sei denn, sie ziehen es vor, alles liegen zu lassen und heimlich in ihre Dörfer zurückzukehren. Für die Leute aus Obervolta kommt noch die Unzuträglichkeit hinzu, daß es verboten ist, Geld oder Reis in natura auszuführen, was bei der in Afrika selbstverständlichen Fortdauer der Familienbindungen eine schwere Beeinträchtigung bedeutet. Auch die Tatsache, daß das Office die Erträge zwar aufkauft, aber erst nach mehreren Monaten bezahlt, trägt wenig dazu bei, den Leuten das Verbleiben schmackhaft zu machen. Das scheint vor allem bei den Siedlern eine Rolle zu spielen, deren Heimatdörfer zum Einzugsbereich der CFDT im Raum Sikasso gehören. Das ist verständlich; denn erstens bezahlt die CFDT bei der Ablieferung in bar, und zweitens ist der Bauer nicht vom guten Funktionieren eines Bewässerungssystems und vom Wohlwollen der Leiter der Traktorenstationen abhängig.

Es ist für einen Durchreisenden schwer nachzuprüfen, wieviel Wahres an diesen Klagen ist. Vielleicht kommen auch die Schwierigkeiten ganz oder teilweise nur davon, daß die Bevölkerungen noch nicht gewohnt sind, innerhalb eines Projekts zu arbeiten, das eine große Disziplin in der Zeitfolge der Arbeiten fordert. Jedenfalls sollte man die Erfahrungen an dieser Stelle bei landwirtschaftlichen Projekten um so mehr beachten, je mehr auf Grund der Größe des Projekts und der Kompliziertheit seiner Funktionsweise eine strenge Einordnung des einzelnen notwendig ist.

Wir kommen auch an Versuchsfeldern vorbei, in denen einige (Rot-)Chinesen sich um die Verbesserung des Reisanbaus bemühen. Außerdem sollen bei Segou noch 70 Chinesen am Aufbau einer Zuckerfabrik und eine gleiche Anzahl an der Errichtung eines Textilkombinats arbeiten.

8. März: *Sangha*. Die letzten Tage in Mali mit dem Besuch in Mopti und im Land der Dogon waren noch höchst anregend. Mopti, am Zusammenfluß des Bani und des Niger gelegen, ist eine reizvolle Stadt, und die Fahrt in einer Piroge auf dem Fluß rund um die ganz von Wasser umgebene Stadt ist zweifellos eine Attraktion ersten Ranges. – Erfreulich war auch der gute Eindruck, den wir von mehreren der bereits genannten Schulfarmen und landwirtschaftlichen Beratungsstellen hatten. Es scheint doch, daß sich die Qualität der unteren landwirtschaftlichen Kader in Mali ständig verbessert. Gute Kenntnisse und Eifer, sich fortzubilden, sind durchaus die Regel. Man hat den Eindruck, daß auf den Schulfarmen, die wir besuchten, Ordnung herrscht und ernst gearbeitet wird.

11. März: *Ouahiguya*. Wir sind in Obervolta. Beim Verlassen Malis spricht mich der Polizeioffizier auf den Besuch des Bundespräsidenten Lübke an, als er meinen

deutschen Paß sieht. Er habe gestern am Radio die Rede des deutschen Präsidenten gehört. „Dieser Mann kennt wirklich die Probleme Afrikas“, meint er, und er fügt hinzu: „Solche Präsidenten sollten wir in Afrika haben.“ Ob diese spontane Reaktion nicht ein Trost für unseren Herrn Bundespräsidenten sein könnte, der ja in seinem eigenen Land nicht immer von Kritik verschont geblieben ist? – Beim Zoll in Obervolta erlebe ich eine erbauliche Überraschung. Obwohl wir nichts zu verbergen haben, hatte ich doch eine Packung Zigaretten bereit gehalten. Die Abfertigung geht korrekt und zügig vonstatten, und ich biete zum Schluß dem Beamten, der ein langes Formular über unseren Wagen hatte ausfüllen müssen, die Zigaretten an. Obwohl wir allein im Zimmer sind, nimmt er das harmlose Geschenk nicht an.

13. März: *Ouagadougou*. Die Fahrt durch Obervolta in dieser Jahreszeit ist wenig ansprechend. Die Hitze hat seit der letzten Woche zugenommen, und die Nächte bringen kaum Abkühlung. Die Landschaft bietet keine Abwechslung, und die Straßen sind schlecht. Obervolta ist wohl eines der ärmsten afrikanischen Länder, ohne Zugang zum Meer und verhältnismäßig dicht besiedelt. Die Bevölkerung lebt zu einem guten Teil von dem, was die Hunderttausende von Auswanderern und Wanderarbeitern heimschicken, die in den Küstenstädten Ghanas und der Elfenbeinküste oder in den Pflanzungsgebieten im Süden dieser Länder arbeiten.

In Ouagadougou, der Hauptstadt des Landes, hören wir Einzelheiten über die Umwälzung, die vor einem Vierteljahr stattgefunden hat. Man ist einstimmig der Meinung, daß der Staatsstreich nicht von den Militärs ausgegangen ist, sondern daß die Armee erst dann eingegriffen hatte, als die Macht der damaligen Regierung zusammengebrochen war und ein Chaos drohte. Bekanntlich war es zu Unruhen gekommen, weil die Regierung unter Berufung auf die (wirkliche) Finanznot des Landes die Gehälter der Beamten und öffentlichen Angestellten um 25 % kürzen wollte. Die Gewerkschaften hatten daraufhin zu Demonstrationen aufgerufen, an denen sich tatsächlich Zehntausende beteiligten. Für einen Außenstehenden könnte das Vorgehen der Regierung durchaus loblich und das Verhalten der Gewerkschaften unvernünftig erscheinen. Wenn man aber die Hintergründe der Affäre hört, ergibt sich ein wesentlich anderes Bild: Yameogo, der abgesetzte Staatspräsident, hatte offenbar in den vergangenen Jahren ziemlich aufwendig gelebt. Seine Popularität erhielt zudem im vergangenen Herbst einen schweren Stoß, als er sich, obwohl Katholik, nach 25jähriger Ehe von seiner Frau, die ihm an die zehn Kinder geschenkt hatte, unter dem Vorwurf des Ehebruchs scheiden ließ und ein junges Mädchen heiratete. Die Entrüstung wuchs, als im Land Gerüchte über die Kosten der Hochzeitsreise der beiden umgingen. Als dann Yameogo nach seiner Rückkehr die genannten Sparmaßnahmen ankündigte, führte dies zum Widerstand der Gewerkschaften. Diese wären bereit gewesen, so wurde uns glaubwürdig versichert, eine 15%ige Kürzung der Gehälter zu akzeptieren, vorausgesetzt, daß auch an der Spitze des Staates ernste Sparmaßnahmen getroffen würden. Yameogo weigerte

sich, „mit den Kommunisten“ – wie er sagte – überhaupt zu verhandeln und blieb während der tagelangen Unruhen in seinem Palais. Als sich zeigte, daß er jede Autorität im Land verloren hatte, griff die Armee ein.

14. März: *Ouagadougou*. Zum Abendessen gehen wir während unseres Aufenthalts in Ouagadougou immer in ein Restaurant, das von einem Institut europäischer und einheimischer Laienmissionarinnen geführt wird. Eine gepflegte und angenehme Atmosphäre, bei vernünftigen Preisen. Allerdings würde niemand auf den ersten Blick vermuten, daß sich das freundliche und lachende junge Mädchen an der Bar hinter der Theke für ein Leben der Jungfräulichkeit und Armut entschieden hat. Wieviel Mut – aber auch Takt – mag sie manchmal nötig haben! Zunächst versteht man nicht recht, welchen missionarischen Sinn das Unternehmen haben soll; denn eine Evangelisierung als solche wird natürlich nicht intendiert. Genauer Zusehen und Überlegen zeigt jedoch, daß diese Mädchen ein christliches Zeugnis geben, das gerade für Afrika bedeutsam sein dürfte: die Afrikaner – aber auch die dort lebenden Europäer – kommen hier mit einer fraulichen Wirklichkeit in Kontakt, deren Ausstrahlung sich auf die Stellung der Frau in Afrika nur gut auswirken kann. Erfreulicherweise sieht man auch immer das eine oder andere junge afrikanische Ehepaar unter den Gästen.

Bei einer Fahrt durch die Stadt heute morgen mit einem Afrikaner kamen wir durch die große Avenue, die zum Regierungsgebäude und Präsidentenpalais führt – im Volksmund „Champs Elysées“ genannt. Mein Begleiter wies darauf hin, daß auf dem bepflanzten Mittelstreifen die Blumen fehlten. Die Demonstranten hätten die roten Blumen damals abgerissen. Voll Stolz fügte er hinzu, daß diese Blumen neben einigen Fensterscheiben in einem öffentlichen Gebäude die einzigen Opfer der Revolution waren. Kein Tropfen Blut sei während der vier Tage dauernden Unruhen geflossen. Wahrhaft ein sympathisches Land! – Aber auch das ist Afrika. Und vielleicht sogar das echtere Afrika: im politischen Machtkampf zieht man das Palavern und Manövrieren den extremen Lösungen vor. Greueltgeschichten wie die aus dem Kongo dürften mehr auf eine besonders gelagerte Situation zurückzuführen sein als auf das afrikanische Temperament. In Westafrika jedenfalls wäre das bisher noch unvorstellbar.

Der Afrikaner, der mir die Stadt zeigt, benützt die Gelegenheit, um in dem großen Regierungsgebäude ein Dokument abzuholen. Wir gehen ohne Schwierigkeiten durch einen Nebeneingang und treffen auf den Korridoren überall Bekannte meines Begleiters, darunter eine Reihe von Offizieren, die sich offenbar – zu welchem Zweck im einzelnen, ist mir nicht genau ersichtlich – im Regierungsgebäude installiert haben. Nach dem, was man in der Hauptstadt hört, ist die Armee ehrlich bemüht, Ordnung zu schaffen und mit Schlamperei und Korruption aufzuräumen. Eine Dauerlösung ist die Regierung durch Militärs natürlich nicht. So sehr man im allgemeinen froh zu sein scheint, vom vorausgehenden Regime be-

freit zu sein, so sehr ist man im Grund ratlos, wie es weitergehen soll. Das Wieder- oder Neuerstehen der politischen Parteien – zur Zeit spricht man von fünf derartigen Gruppierungen – wird eher mit Skepsis betrachtet, da man fürchtet, daß sich diese Gruppen bald in fruchtlose Streitereien verstricken.

17. März: *Abidjan*. Die Rückfahrt von Obervolta nach Abidjan machte deutlich, wie sehr die Elfenbeinküste, wenigstens in ihrem südlichen Teil, den Staaten des Innern wirtschaftlich voraus ist. Man wird sich dessen nicht in gleicher Weise bewußt, wenn man in umgekehrter Richtung fährt. Natürlich spielt dabei auch die reiche Vegetation der küstennahen Regenwaldzone eine Rolle, die nach den Tausenden von Kilometern durch die in dieser Jahreszeit ausgedörrten Savannengebiete von sich aus schon den Eindruck von Üppigkeit macht. Es ist aber nicht nur das, auch nicht nur die Qualität der ausgezeichneten Teerstraße auf den letzten 300 km. Man sieht an den Häusern der Dörfer längs der Straße, an der Kleidung der Bewohner und an den zahlreichen Pflanzungen, daß hier ein wesentlich höherer Lebensstandard herrscht als sonst irgendwo im Innern.

25. März: *Abidjan*. Diskussion mit Studenten der Universität über die wirtschaftliche Zukunft Afrikas. Einer der anwesenden Europäer stellt die Landwirtschaft an die erste Stelle. Sofort heftiger Protest der Afrikaner. Die Lehre der alten kolonialen Theorie – und Wirklichkeit – von der Einteilung der Welt in „Industrieländer“ und „Rohstoffländer“ hat ein Trauma hervorgerufen, das noch nicht überwunden ist. Es ist deshalb ratsam, bei solchen Diskussionen sorgfältig klarzumachen, was mit landwirtschaftlicher Entwicklung als Voraussetzung jeder Modernisierung und sogar Industrialisierung tatsächlich gemeint ist, daß nämlich landwirtschaftliche Entwicklung mehr bedeutet als nur Erhöhung der Produktion von Rohstoffen.

Der Sturz Nkrumahs läßt viele junge Intellektuelle immer noch perplex. Dieser Mann hatte viele Hoffnungen des Kontinents auf sich konzentriert, und sein Scheitern wird im ersten Aufwallen auf die Machenschaften der „Imperialisten“ zurückgeführt. Erst die Meldungen über die wirkliche Volksstimmung in Ghana und besonders Tatsachen wie die Weigerung der ghanesischen Studenten in Moskau, für Nkrumah zu demonstrieren, lassen die Erkenntnis aufdämmern, daß vielleicht andere Gründe zum Sturz dieses Mannes beigetragen haben. Die Studenten, mit denen wir reden, sehen in Nkrumah aber nur den Rufer zur afrikanischen Einheit und den Vorkämpfer für ein sozialistisches Afrika. Da sie aus den verschiedenen Ländern des französisch sprechenden Afrika kommen, kennen sie das ehemals englische Afrika nur sehr wenig und sind erbost über die Studenten aus Ghana und Nigeria, die sich von den jüngsten Protestaktionen in Dakar gegen die Urheber des ghanesischen Staatsstreichs ferngehalten haben.

3. April: Dakar. Vor dem Rückflug morgen früh mit der Lufthansa nach Frankfurt bildete dieser allzu kurze Aufenthalt in Dakar, wo die drei Wochen dauernden „Ersten Weltfestspiele der Negerkunst“ vor drei Tagen begonnen haben, einen guten Abschluß. – Nachmittags Besuch im „Musée Dynamique“, einem modernen Museumsbau, in dem für das Festival etwa 1000 der bedeutsamsten afrikanischen Kunstwerke aus den Museen und Sammlungen der ganzen Welt zusammengeholt wurden. Die Besucher, die sich in dichten Scharen drängten – es ist heute der Nationalfeiertag –, stehen verblüfft und staunend vor den Masken, Statuen oder Gefäßen. Die einheimische Bourgeoisie von Dakar ist zahlreich erschienen, und man hat den Eindruck, daß sie mit Afrikas Vergangenheit soviel oder sowenig anfangen kann wie die europäischen Besucher, sofern sie nicht ausgesprochene Kenner sind.

Es wäre allerdings falsch, mit solchen Feststellungen die Bedeutung des Festivals herabmindern zu wollen oder gar – wie es offenbar bereits geschah – die Festspiele in die Kategorie des unnützen und verschwenderischen Aufwands der Entwicklungsländer einzuordnen. Das Anliegen Leopold Senghors, des Dichters und Künstlers unter den Präsidenten Afrikas, kann nicht mit bloßer Prestigesucht erklärt werden. Es kommt sicher aus einer tieferen Einsicht in die Notwendigkeit, den Afrikanern die Größe ihrer geistigen und kulturellen Tradition vor Augen zu führen und ihnen für diese Tradition die Augen zu öffnen. Wenn seine Landsleute sehen, daß die Welt die Leistungen Afrikas in der Vergangenheit ernst nimmt, werden sie selbst über die häufig anzutreffende Haltung des gebildeten Afrikaners, der alles spezifisch Afrikanische als Barbarei abzutun versucht ist, hinwegkommen.

Man sollte aus diesem Grund auch nicht kleinlich nachrechnen, was das Festival gekostet hat und wie viele sogenannte Entwicklungsprojekte man mit diesen Summen hätte bauen können. Afrika braucht nicht nur Dünger und Staudämme. Es braucht auch Selbstachtung und Vertrauen in die eigene Kraft und in die eigenen Fähigkeiten. Diese Selbstachtung und dieses Vertrauen werden täglich erschüttert durch Rückschläge, die die bestgemeinten Entwicklungsprojekte erleiden, durch jede Nachricht von einem neuen Staatsstreich irgendwo in Afrika, und vor allem durch die selten ausgesprochene, aber oft spürbare Überzeugung vieler Afrikaner, daß Gott, die Vorsehung oder das Schicksal die schwarze Rasse weniger begünstigt hätten als andere. Die große Versuchung des heutigen Afrika ist nicht die Überheblichkeit einzelner afrikanischer Intellektueller und Politiker, die der Europäer in selbstgefälliger Weise zu geißeln liebt. Die eigentliche Versuchung liegt in der Verzweiflung und in der Resignation vor der Ungeheuerlichkeit der Afrika heute gestellten Aufgabe.